
I.

R e d e

über die Beziehung der Wissenschaften
zum staatsbürgerlichen Leben.

S c h a l t e n

Weyn Beginne des Studienjahres 1823 an der k. k. Universität
zu Wien,

v o m

Professor Joseph Rudler.

Laßle den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr Dir
fehlet; der Lehrer gibt Lehre, nicht Herz und Verstand.
Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit
Daß er mit Blumen und Frucht frohlich besäe das Feld.

Said.

Hochansehnliche!

Wir haben uns, die heilige Stätte verlassend, hier versammelt, um ein ernstes Wort zu vernehmen, das den Anfang einer neuen Periode unserer Wirksamkeit bezeichnen soll. — In dieser aus der Vorzeit an uns vererbten Sitte liegt hoher Sinn! Das durch eine, zur Erholung notwendige Unterbrechung gleichsam formlos Gewordene soll sich wieder gestalten zum wohlgeordneten Ganzen, und soll sich — nach höherer Geistesbildung strebend — freudig ent-

wickeln. — Wohl hat es der fromme Sinn erfasst, daß aller Segen für menschliches Beginnen nur von Oben komme, — dahin haben wir vor Allem unsere Blicke bittend erhoben. Dann aber wendet sie der denkende Mensch hin auf seinen Beruf, er strebt nach immer höherer Klarheit über Sinn und Bedeutung seines Wirkens, und verspricht sich so Kraft und Fähigkeit sein Ziel zu erreichen.

Betrachtungen dieser Art dringen sich auch uns nothwendig bey der heutigen feyerlichen Veranlassung auf. Wir sehen eine ehrwürdige Versammlung hochgeachteter Lehrer, die ihr Daseyn den Wissenschaften weihen, wir sehen sie umgeben von einer hoffnungsvollen, immer höherer Ausbildung des Geistes nachstrebenden Jugend. Sollte man sich dabey nicht zu dem Versuche hingezogen fühlen, das Verhältniß, in welchem die Wissenschaften zum Leben stehen, in nähere Erwägung zu ziehen? Soll es aber auch durch den Umfang einer solchen Untersuchung nicht selbst als nothwendig erscheinen, die mannigfaltigen dabey vorkommenden Beziehungen von einander zu trennen, und abgesondert zu betrachten, indem jede derselben für sich dem menschlichen Geiste reichlichen Stoff zur Beschäftigung darbiethet.

Als die nähmliche Feyer, die uns heute hier versammelt, zum letzten Mahle begangen wurde, war es die Beziehung der Wissenschaften zum sittlichen Leben, was ein würdiger Redner sich zum Gegenstande seines Vortrags erkor. — Wenn aber ein reines Gemüth, welches zugleich edler Gemein Sinn belebt (der die Staaten erhält, und die Thronen beschützt), vor allem Andern durch Religion und Sittlichkeit in Anspruch genommen wird: so ist dann doch gewiß die bürgerliche Gesellschaft der nächste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. So möchte sich daher in natürlicher Folge an jene vorausgegangene Untersuchung nun die der Beziehung der Wissenschaften zum staatsbürgerlichen Leben anreihen.

Es ist zwar dieser Gegenstand, seitdem man über öffentliche Angelegenheiten philosophische Betrachtungen anzustellen anfing, theils durch Veranlassung politischer Ereignisse, theils in Folge der von gelehrten Vereinigungen ausgegangenen Anregungen so häufig erörtert, und von Schriftstellern — von dem berühmten Vaco

bis auf den in der literarischen Welt nicht minder geachteten Herder, und noch später — so oft in ihren gelehrten Werken behandelt worden), daß ihm nun allerdings der Reiz der Neuheit fehlet; auch bescheide ich mich gern, daß meine Kraft, und die Gelegenheit, bey welcher ich zur Erörterung dieser Aufgabe schreite, es nicht gestatten, sie völlig zu erschöpfen. Es gibt indessen Wahrheiten, deren öftere Wiederholung eben so wenig als überflüssig angesehen werden kann, als man es zu läugnen vermag, daß es Gelegenheiten gebe, in welchen man die Begierde, durch Originalität zu glänzen, dem Wunsche zu nützen, aufzuopfern verpflichtet ist. — Der hier zu verfolgende Zweck dürfte auch wohl keine alle Einzelheiten erschöpfende Untersuchung fordern, sondern durch die Darstellung der wesentlichsten Beziehungen erreicht werden können.

Zwey Umstände sind es, durch welche ich mich dabey besonders begünstiget fühle, zuvörderst die vorausgegangene Darstellung des Einklanges, in welchem die intellectuelle Bildung zur Tugend und Sittlichkeit steht; dann nicht minder der Rückblick auf die Aufmerksamkeit und den Schutz, welche die erlauchten Beherrscher Oesterreichs den Wissenschaften unter den verschiedensten Zeitverhältnissen angedeihen ließen. Daraus dürfte schon im Allgemeinen die beruhigende Ueberzeugung gewonnen werden, daß zwischen der Verbreitung ächter Geistes-Cultur und der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung kein Widerspruch obwalte, was denn auch jede unbefangene, über die Natur dieser Objecte angestellte Untersuchung bestätigt.

Es sey mir erlaubt zur geordneten Lösung der vorgesezten Aufgabe zuerst von dem Einflusse zu handeln, welchen die Staatsverhältnisse auf die Entwicklung und Ausbildung der Wissenschaften nehmen, dabey aber auch die Gefahren zu berücksichtigen, die daraus für die gesellschaftliche Ordnung vielleicht hervorgehen; dann aber jene wesentlichen Vortheile zu entwickeln, welche aus der Pflege der Wissenschaften und der Beförderung der Geistesbildung für das Staatswohl selbst erwachsen.

So wie die meisten Erscheinungen großartiger Natur nicht als Wirkungen vereinzelter Ursachen angesehen werden können, so verhält es sich auch mit der Cultur des menschlichen Geistes. Man- nigfaltige günstige Umstände müssen sich vereinigen, soll dieselbe eine bedeutende Höhe und Ausdehnung gewinnen. — Die abspannende Hitze der Linie scheint ihr eben so wenig zuzusagen, wie die Kälte der Polarländer; — die reichere natürliche Ausstattung des einen Menschenstammes kann seiner Bildung schnelleren und höheren Schwung geben, als die karglichere eines andern. Selbst jene Eigenschaften der Länder, von welchen die Leichtigkeit gegenseitiger Mittheilung abhängt, nehmen auf ihre Fortschritte großen Einfluß; doch den größten üben ungezweifelt die politischen Verhältnisse eines Volkes, seine Regierung, Gesetze, Sitten und bürgerlichen Schicksale. Benöthigte diese Behauptung eines Beweises, so dürfte man nur hinweisen auf jene Abtheilungen des Menschengeschlechtes, bey welchen Klima und andere natürliche Eigenschaften ihrer Wohnsitze sich nicht, oder nur im geringen Maße veränderten, die aber in der Geistesbildung im Laufe der Zeiten große Fort- oder auch Rückschritte gemacht haben, so wie ihre politischen Verhältnisse sich vervollkommten, oder in Verfall gerie- then. Das lehrt die Geschichte der Britten und der Deutschen, so wie die Aegyptens, Griechenlands und der Küstenländer von Kleinasien.

Schon die erste Bildung eines Menschenstammes erhält ihre Form und Gestalt von den äußeren Verhältnissen, der Lebensweise und Beschäftigung desselben. Ein Tempe, ein Arkadien lockt einen Apoll vom Himmel; Idyllen, frohe Gefänge und eine Mythologie voll Hirtenweisheit werden einheimisch bey ihren friedlichen, harmlosen Bewohnern. — Aber der Beduine in Afrikas Wüsten, so wie der Sohn der schottischen Hochgebirge kleidet seine Weisheit in Sagen der Väter, in Bilder und Sprichwörter; er erfreuet sich des Kriegsgefanges und vererbt in seinen Liedern den Ruhm seines Stammes und seiner Helden.

Wichtiger ist jedoch hier die Betrachtung, wie der Gang der Geistesbildung eines Volkes durch die eigenthümliche Natur der bürgerlichen Verhältnisse, in welchen sich dasselbe befindet, be-

stimmt werde. Von diesen hängt es nämlich nicht nur größtentheils ab, welchen Wissenschaften höhere Sorgfalt zugewendet wird, sondern auch in welchem Geiste und mit welchem Erfolge sie bearbeitet werden; sie sprechen am deutlichsten die Bedürfnisse der vereinigten Menschenmenge aus, und geben dadurch die Richtung an, in welcher sich der Culturgang des Volkes zu bewegen hat. Daher steht denn auch der Verfall der Wissenschaften bey einem Volke so oft in der nächsten Verbindung mit dem Hinwelken oder der Zerstörung seines politischen Zustandes.

Unter den Staaten des Alterthums, von welchen zuverlässigere Nachrichten auf uns gekommen sind, hat sich der gedachte Einfluß einer besonderen Staatsordnung auf die National-Bildung in Sparta mit vorzüglicher Stärke geäußert. Die in Lykurgs Gesetzgebung vorherrschende Idee, die Unabhängigkeit und Dauer des Staates auf die möglichst höchste Ausbildung seiner militärischen Kräfte zu begründen, ließ den Wissenschaften nur geringen Spielraum; was sich nicht auf die Vervollkommnung der Kriegskunst, die Anregung der Tapferkeit und Aufopferung für das Vaterland bezog, mußte Sparta fremd bleiben. Selbst die Rede drängte sich zum Lakonismus zusammen.

So wie die Staatseinrichtungen Athens minder einseitig waren, so fanden auch Künste und Wissenschaften hier einen weit günstigeren Boden zu ihrer Entwicklung; doch waren es auch hier hauptsächlich nur solche, welche mit den Bedürfnissen und den Hauptinstitutionen des Staates in näherem Zusammenhange standen. Solon suchte durch seine Gesetze Wohlhabenheit mit politischer Unabhängigkeit, Wohlleben mit der Liebe zum Vaterlande zu vereinigen. Hier blühten denn neben der Poesie und Beredsamkeit, die Philosophie, Staatskunst und Geschichte. Aber sie blühten größtentheils nur durch und für die Republik. Ihr diente der Dichter und Mime; indem sie die Thaten und Schicksale der Helden und die Vorzüge des Vaterlandes besangen und darstellten, belebten sie den Muth des Volkes und seinen Gemeinfinn. Die Kunst der Rede trat mit der Staatskunst in Verbindung und bestimmte die Entschlüsse der Volksversammlungen. Ihre Geschichte, von Männern bearbeitet, die selbst der Geschichte Würdiges voll-

brachten, ist der Abdruck griechischer Sinnesart. — Aber mit dem Verfall der Republik verfielen auch die Wissenschaften, und konnten selbst durch die späteren Bemühungen römischer Imperatoren, den früheren ähnliche bürgerliche Verhältnisse herzustellen, nicht wieder zum kräftigen Leben gebracht werden. Was von griechischer Wissenschaft nach Asien und Aegypten übergieng, vegetirte dort nur wie eine in fremdes Land verpflanzte Blume, der ihr natürlicher Boden mangelt.

Ein Staat, wie der römische, der sich nur unter fortwährenden Kämpfen befestigte, der von dem Grundsatz ausgieng, keinen unüberwundenen Feind zu haben, der endlich nach der Welt Herrschaft strebte, — ein solcher Staat konnte durch fünf Jahrhunderte mit einer geringen, seinen noch beschränkten Bedürfnissen entsprechenden Bildung sich begnügen, und ließ kaum erwarten, daß höhere Bildung von ihm selbst ausgehen werde. Wirklich waren es endlich die Wissenschaften der überwundenen Völker, die sich gleichsam zur Sicherheit in den Schoos der Mutter der Eroberung flüchteten. Aber auch dann fanden nur jene eine günstigere Aufnahme, welche sich auf kriegerische und politische Verhältnisse des Staates bezogen. — Wenn diese Wissenschaften nach und nach einen hohen Grad des Flores erreichten, so ist der Grund vor Allem in der Bedeutung jener staatsbürgerlichen Verhältnisse zu suchen. Ueber welche große Angelegenheiten hatte der römische Staatsweise und Redner zu sprechen! Welche Charaktere und Begehrtheiten boten sich dem Griffel des römischen Geschichtschreibers dar! — Als aber jene glücklichen Verhältnisse des Staates sich veränderten, sanken auch die Wissenschaften von ihrer Höhe herab. Nur selten zeigten sich noch einzelne Sonnenblicke; und was man auch that, um wenigstens das Andenken der trefflichen Muster der Vorzeit zu erhalten: so mußte man doch darauf verzichten, jene Welt wieder zu bringen, in welcher jene Muster lebten und wirkten.

Der bürgerliche Zustand jener Massen von Barbaren, die den größten Theil des römischen Reiches überschwebten, und hier und da wie erstarrte Wellen stehen geblieben waren, war wenig geeignet, die Wissenschaften der Ueber-

wundenen zu erhalten, und weiter fort zu bilden; sie fanden sie fremd für ihre Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen; die Sieger wollten nicht die Lehrlinge ihrer Besiegten werden, und der rauhe Kriegsgeist verscheuchte den Geist der Wissenschaftlichkeit, oder gab ihm doch zu seltene Veranlassung, sich zu äußern. Indessen waren es in der Folgezeit wieder wohlwollende Regenten, die dem Wiederaufblühen der Wissenschaften vorarbeiteten. Was Carl der Große im fränkischen Reiche, was der nicht minder große Alfred in England dafür leisteten, verdient offene Anerkennung, wenn gleich die Reste alter Wissenschaft noch lange hinter Kloster- und Schulmauern verborgen blieben. — Ein gleich rühmliches Streben zeigten mehrere griechische Kaiser, und selbst einige der Kalifen, die als Beschützer und Beförderer der Wissenschaften ihre Mahnen verewigten. Allmählig erwachte ein helleres oder dunkleres Gefühl, daß die Gräuel der Barbarey nur durch die Civilisation der Völker gebändiget, und den zerrütteten Ländern nur durch das Licht der Wissenschaften Ruhe gegeben werden könne. Dieses Gefühl verschaffte den Gelehrten Achtung und Einfluß, und machte Universitäten zu Lieblingsstiftungen der Fürsten.

Diese aus der Welt der Erscheinungen entnommenen wenigen Züge mögen hinreichen, es zu bestätigen, welchen bedeutenden Einfluß die politische Lage eines Staates, die Natur seiner inneren Einrichtungen und der Geist seiner Verwaltung auf den Zustand der Wissenschaften in demselben nehmen. — Nur dürfte hier noch eine kurze Hinweisung auf die Art und Weise, wie durch Staatseinrichtungen auf die Entwicklung der Wissenschaften eingewirkt werde, nicht überflüssig seyn.

Fasset man das Staatsleben als ein Ganzes auf, so gelangt man bald zur Ueberzeugung, daß die einzelnen Lebensfunctionen innig in einander greifen, und daß Kei n wichtiger Zweck der Gesellschaft so abgeschlossen für sich verfolgt werden könne, daß dadurch ihre Lage nicht auch in andern Beziehungen Veränderungen erlitte. Dadurch wird es nothwendig, bey allen großen, durch die öffentliche Verwaltung herbegeführten Erscheinungen zu unterscheiden, in wie weit sie sich als Nebenfolgen einer auf andere Zwecke gerichteten Thätigkeit, und in wie weit als die Ergebnisse

der auf sie selbst abzielenden Wirksamkeit darstellen. — So verhält es sich auch mit der Beurtheilung der Fortschritte eines Volkes in wissenschaftlicher Cultur; indem diese nicht minder theils als eine mittelbare Folge anderer öffentlicher Einrichtungen, theils als das Resultat der ihnen unmittelbar gewidmeten Sorgfalt der Staatsverwaltung zu betrachten sind.

Zuvörderst zeigt sich nun das Aufblühen der Wissenschaften als eine, zwar nur mittelbare, aber nichts desto weniger herrliche Folge alles dessen, was eine humane Regierung zur Herstellung und Befestigung der Sicherheit und Ruhe des Staates, zur Realisirung des Rechts, und zum Schutze für die bürgerliche Freyheit unternimmt. — Mitten im Geräusche der Waffen, unter den Stürmen äußerer Kriege, und innerer Unruhen und Befehdungen können die zarten Blüthen des menschlichen Geistes sich nicht entfalten. Ordnung und Ruhe muß vorerst um den Menschen hergestellt werden, ehe er denkend in sich gehen kann. — Rechte wissenschaftliche Forschung soll keine andern willkührlichen Schranken finden, als jene, welche das allgemeine Wohl entweder überhaupt oder unter besonderen Umständen fordert. Auch die Mittheilung des Entdeckten soll an keine andern Beschränkungen gebunden seyn, und mit Kraft müssen jene Freunde der Finsterniß niedergehalten werden, die dafür aus selbstsüchtigen Absichten willkührliche Fesseln zu schmieden unternehmen. — So wird den Wissenschaften das Feld zur Entwicklung geebnet.

Nicht minder kann die Staatsverwaltung auch durch jene Einrichtungen mittelbar wohlthätig auf die Wissenschaften wirken, welche zur Vermehrung der Wohlhabenheit des Volkes getroffen werden. Bis zu einem gewissen Punkte ist es allerdings wahr, daß Künste und Wissenschaften Kinder des Ueberflusses und der Muße sind. Ein Volk, welches mit anhaltender Arbeit nur kärglich die Bedürfnisse der Subsistenz deckt, ist zu wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht geeignet. So lang jeder Einzelne, um sich zu erhalten, seine Zeit und Kraft nur der Hervorbringung materieller Güter widmen muß, kann die Schöpfung der geistigen Reichthümer nicht gedeihen; diese erfolge

erst dann, wenn die Gesellschaft einen hinlänglichen Fond von Gütern hat, um einen Theil ihrer Glieder zu erhalten, der sich vorzugsweise oder ausschließend geistigen Beschäftigungen hingibt. — Anstalten zur Vermehrung des äußeren Vermögens eines Volkes stehen daher immer in einiger Verbindung mit dem Anwachs seines inneren Reichthums.

Endlich bleiben auch die mannigfaltigen Veranlassungen, die durch die Staatsbedürfnisse zur Anwendung der wissenschaftlichen Entdeckungen gegeben werden, so wie jene Maßregeln, welche durch die Regierung zur Erleichterung des gesammten Verkehrs der Bürger, sowohl unter sich, als mit Fremden, obgleich zunächst zu andern Zwecken getroffen werden, nicht ohne Einfluß auf die Fortschritte der Wissenschaften.

Noch auffallender ist indessen der Antheil, welchen die Regierung unmittelbar an der Entwicklung und Ausbreitung der wissenschaftlichen Cultur nehmen kann. Es stehen ihr hierzu Mittel der Aufmunterung zu Geboth, welche ohne Belästigung für sie dennoch reichliche Früchte bringen. Die öffentliche Achtung, welche sie der Gelehrsamkeit bezeigt und zu verschaffen weiß, ruft die vorzüglichsten Talente der Nation auf diese Bahn; die Auszeichnung gelehrter Männer wird ein kräftiger Sporn für die Jünger der Wissenschaften, ihnen nachzueifern, um gleicher Anerkennung theilhaft zu werden; die Belohnungen, welche der Staat für ausgezeichnete Hervorbringungen des Geistes erteilt, werden wieder zur Ausfaat, die auch in Zukunft eine reiche Erndte ähnlicher Leistungen verspricht. — Wenn gleich manche andere Beförderungsmittel mit einem Aufwande verbunden sind, wie die Errichtung und Erhaltung von Unterrichts-Anstalten aller Art, Bibliotheken und andern wissenschaftlichen Sammlungen, die Dotation gelehrter Gesellschaften u. dgl., so werden bey einem wohlhabenden Volke diese Aufopferungen doch durch den Nutzen solcher Institute reichlich vergütet; und der in der neueren Zeit angeregte Zweifel, ob diese Anstalten nicht vielmehr der bloßen freien Entwicklung der Gesellschaft überlassen werden sollen, wird leicht durch die Bemerkung beseitiget, daß durch solche von der

öffentlichen Verwaltung ausgehende Einrichtungen zum Mindesten der Gang der Cultur beschleuniget, und das Gebiech der Wissenschaften für alle fähigen Köpfe weit zugänglicher gemacht werde.

Aber eine Besorgniß besonderer Art verdient hier nähere Erwägung, es ist die, ob durch wissenschaftliche Cultur nicht vielleicht die Staatsordnung selbst bedrohet, und somit das gesellschaftliche Wohl gefährdet werde? — Manche Stützpunkte erhielt diese Meinung durch gewisse Thatfachen aus der Geschichte berühmter Völker des Alterthums; durch die bekannte von der Akademie zu Dijon aufgestellte Preisfrage und Rousseau's Beantwortung derselben, durch den über die Encyclopedie entstandenen mit mehr Heftigkeit als Einsicht geführten Streit, und endlich durch die Ereignisse unserer Zeit, in welcher heillose Theorien eine so verderbliche Rolle spielten.

Es dürfte sich jedoch ohne große Schwierigkeit nachweisen lassen, daß jene Behelfe aus der Geschichte des Alterthums die Wichtigkeit nicht haben, welche man ihnen beylegen möchte; indem jene Versuche die Wissenschaften zu unterdrücken, nur gegen ihre Ausartung berechnet gewesen, oder aus Privathaß und Partensucht hervorgegangen sind. — Das in Athen vom Kritias bewirkte Gesetz: „daß Niemand Philosophie lehren sollte,“ war, wie Xenophon erzählt, nur eine Folge seines Hasses gegen Sokrates, und überlebte das folgende Jahr nicht. — Ein ähnliches von dem Rhetor Sophokles bewirktes Gesetz hatte seinen Ursprung nur in der gegenseitigen Erbitterung der Rhetoren und Philosophen. — Die in Aegypten unter Ptolomäus Physkon, zu einer Zeit, in der Alexandria mit Recht die mütterliche Pflegerinn der Künste und Wissenschaften hieß, vorgekommene Verfolgung der Gelehrten konnte vielmehr als eine Verfolgung aller Rechtschaffenen angesehen werden, welche Physkons grausame Verwaltung nicht billigen wollten, und sich seinem besseren Bruder angeschlossen hatten. — Daß die Römer die Wissenschaften anfänglich als fremde Eindringlinge mit mißtrauischen Blicken betrachteten, ist leicht erklärbar; man besorgte von ihnen schädlichen Einfluß auf die Achtung, welche die

hergebrachte Religion und die Staatseinrichtungen bedurften, und Verweichlichung des kriegerischen Volkes. Nachdem sie 587 Jahre n. E. d. Et. Macedonien in Besiß genommen und siebenzig Städte in Epirus zerstört hatten, war eine große Anzahl gebildeter Griechen nach Rom gekommen, um dort Schutz und Unterhalt zu finden; da erfolgte denn jene sonderbare Anfrage des Prätors M. Pomponius an den Senat: „wie er es mit den Philosophen und Rhetoren zu halten habe?“ auf welche der Auftrag erging: „der Prätor soll, wie es das Wohl des Staates und sein Gewissen fordern, dafür sorgen, daß sie nicht in Rom geduldet werden.“ Allein die Verordnung blieb ohne Erfolg; die griechischen Gelehrten blieben in Italien und selbst in Rom, besorgten den Unterricht der Jugend, und die angesehensten Männer nahmen sie in ihre Umgebungen auf. — Ein späterer Senatschluß gegen die lateinischen Rhetoren, aus den gleichen Beweggründen erfllossen, hatte keine bessere Wirkung. Der Eifer für die Gelehrsamkeit wurde nach dem Versuche, sie zu unterdrücken, nur um so thätiger. Nachdem aber Augustus zur Alleinherrschaft gelangt war, suchte er seine Gewalt durch eben jene Wissenschaften und Künste zu schütten, die man zu andern Zeiten für so bedenklich für die Macht des Fürsten erklärt hat. — So schwankend sind die Urtheile der Welt, welche die Dinge nicht nach dem Maßstabe der Wahrheit, sondern nach einem in der Dämmerung der Zeiten und Meinungen schwebenden Schattenbilde zu schätzen pflegt. — Endlich erschien jenes berüchtigte Edict Domitians, wodurch alle Philosophen aus Rom und Italien verwiesen wurden. Ein Beispiel, welches schon seines Urhebers wegen keine Nachahmung verdient. Dieser geschworne Feind aller Tugend, wie ihn Tacitus nennt, verfolgte die redlichsten Männer; sein besonderes Mißtrauen aber traff die Philosophen; und doch waren es am Ende nicht diese, sondern seine Hausgenossen und Freigelassenen, die ihm nach dem Leben trachteten. Auch blieb das Edict ohne Erfolg; die Philosophen wurden bald zurückberufen und verbreiteten sich nicht nur in Rom, sondern er-

jogen auch den Nerva, Hadrian und die Antoninen, von denen einer ihnen seinen Veynahmen verdankt.

Alle Besorgnisse, welche sonst noch in den verschiedenen Zeitaltern über den Einfluß der Wissenschaften auf das allgemeine Wohl vorgebracht worden sind, beziehen sich zuletzt nur auf den davon zu machenden Mißbrauch. Daß die Möglichkeit dazu vorhanden ist, entwürdigt die Wissenschaften eben so wenig, als die Zwietracht und Kriege, welche über kirchliche Angelegenheiten entstanden sind, der geheiligten Lehre des Christenthums zur Last fallen können. Wer würde wohl so unklug seyn, den herrlichen, schattigen Baum umzuhauen, weil das Gekrächze der Krähen auf seinen Zweigen das Ohr beleidiget! — Unwidersprechlich geht aber aus dieser Möglichkeit des Mißbrauches die Aufforderung für die Staatsverwaltung hervor, den Gang der wissenschaftlichen Bildung unter ihrer Aufsicht zu halten. Daß dadurch die bürgerliche Freyheit an sich verletzt werde, ist wenigstens keinem der alten Philosophen in den Sinn gekommen. — Insbesondere muß der Inhalt und die Form der öffentlichen Mittheilung fortwährend unter der Beachtung der Regierung gehalten werden, wenn das Volk nicht den Gefahren einer regellosen Aufklärerey bloß gestellt, dem Irrthume und dem bösen Willen ein weiter Spielraum gegeben, und die Verbreitung verderblicher Theorien zugelassen werden soll. — Die Frage, durch welche Mittel eine weise Regierung die Religion, die Staatsordnung und die Wohlfahrt der Bürger gegen die unter der Maske der fortschreitenden Civilisation eindringenden Irrlehren schützen könne, gehört in das Gebieth der inneren Verwaltungs-Politik, und kann uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wir gelangen nun zu dem letzten und erfreulichsten Theile unserer Untersuchung, der die Vortheile betrifft, welche die Wissenschaften der bürgerlichen Gesellschaft gewähren. — Es lassen sich hier naturgemäß die Wirkungen ihres gedeihlichen Einflusses auf die Grund-Einrichtung der Staaten, dann auf ihre allmähliche Ausbildung und Befähigung zur vollkommeneren Erreichung ihrer

Zwecke, und endlich auf die Sicherung ihrer Existenz unterscheiden.

So einfach auch die Verhältnisse eines Staates bey seiner Entstehung seyn mögen, so ist es dennoch nicht gleichgültig, ob dieselben richtig aufgefaßt, und dem Ganzen ihnen entsprechende Einrichtungen gegeben werden, oder nicht. Wo wahres Uebergewicht des Geistes bey den Gesetzgebern eines rohen Volkes die noch unförmliche Masse ordnend durchdringt, da gewinnt das Ganze frühzeitig regelmäßige Gestalt; an die Stelle eines vorübergehenden Aufbrausens roher Kräfte tritt planmäßige Thätigkeit, und — welche Veränderungen auch die Zeit in ihrem Laufe herbeiführen mag — so manche dieser Einrichtungen überleben die Stürme der Jahrhunderte und leuchten noch andern Völkern als Muster vor. — Das kriegerische Rom bedurfte eines Numa, dessen stille Weisheit die rohen Sitten durch religiöse und bürgerliche Einrichtungen milderte, und dem Staate Dauer und Festigkeit gab. Was Colon's, was Lykurg's Weisheit für ihre Zeitgenossen gethan, wird in der Geschichte Griechenlands nie untergehen.

Noch vielseitiger ist aber die Einwirkung der Wissenschaften auf die Vervollkommnung der inneren Verwaltung eines Staates. Wenn die Güte derselben von der genauen Kenntniß der jedesmahligen Bedürfnisse des Volkes, und von der weisen Auswahl der Mittel, ihnen zu begegnen, abhängt: so wird eine zweckmäßige Verwaltung ohne höherer Geistesbildung und ohne Beyhülfe der Wissenschaften vergebens erwartet werden, und zwar um so weniger, je mannigfaltiger und verwickelter die Verhältnisse eines Volkes bereits geworden sind. Der beste Wille vermag nichts ohne Einsicht. — Die Fortschritte, welche die europäischen Staaten in der Gesetzgebung und der Einrichtung ihrer öffentlichen Anstalten gemacht haben, stehen mit der Ausbildung der Wissenschaften in innigem Zusammenhange. Wenn — um nur Einiges zu bemerken — für die Sicherung des Lebens und der Gesundheit jetzt weit mehr als früher gesorgt, wenn die Strafgesetzgebung humaner, die ökonomische minder einseitig geworden ist:

so dürfte es wahrlich schwer seyn, zu bestreiten, daß, neben dem trefflichen Willen guter Regenten, die Wissenschaften hieran den entschiedensten Antheil genommen haben. — Aber das bloße Daseyn guter Gesetze und Einrichtungen reicht für sich noch nicht hin. Auf schlechtem Boden gibt auch der beste Same nur eine schlechte Erndte. Eben so nützen die besten Gesetze nur wenig bey einem rohen, unwissenden Volke; sie werden nicht beachtet, mißverstanden, oder der Gehorsam ist nur eine Folge der Furcht, und reicht dann gerade so weit, als die Zwangsmittel des Staates reichen. — Daß ein ungebildetes Volk besser gehorche, ist ein Wahn, den die Erfahrung aller Zeiten hinreichend widerlegt. Die Köpfe sind hier nicht etwa leer, sondern mit Vorurtheilen und Irrthümern angefüllt, und stehen jedem bösen Eindrücke offen. — Ein gebildetes Volk dagegen kommt den Absichten und Wünschen einer geliebten Regierung vertrauensvoll entgegen; es besitzt für jene Gelegenheiten, wo nur durch Belehrung und Ueberzeugung gewirkt werden kann, einen empfänglichen Sinn; erleichtert so manchen Act der Ausübung der öffentlichen Functionen, und erspart der Regierung selbst häufig die Anwendung von Zwang und Strafen. — So konnten achtbare Männer jene auffallende Erscheinung, daß die dritte Stadt Schottlands, Dunder, mit fast 30000 Einwohnern vor Kurzem nicht einen einzigen Verbrecher in ihren Gefängnissen hatte, die ganze Grafschaft Angus mit mehr als 107000 Bewohnern, aber nur einen, daß hier seit zwanzig Jahren niemand hingerichtet wurde, nicht anders erklären, als aus dem höheren Bildungsgrade selbst der unteren Volksklassen, in Verbindung mit den Bemühungen eifriger Volkslehrer, rechtlicher Beamten und dem Beyspiele der höheren Stände, als Vorbilder der Sittlichkeit. — Dagegen sind noch bey jedem Volke, welches in seiner intellectuellen Bildung Rückschritte gemacht hat, Laster und Verbrechen häufiger und abscheulicher geworden.

In der wissenschaftlichen Cultur eines Volkes liegt endlich ein reicher Vorrath von Kräften zur Sicherung der Existenz des Staates und zur Aufrechterhaltung seiner heilbringenden Institutionen. Ein Volk, bey welchem

Künste und Wissenschaften blühen, gewinnt bey allen dafür empfänglichen Nachbarn hohe Achtung, und erregt ihre Theilnahme für seine Erhaltung. Es findet eben in seiner fortgeschrittenen Bildung die Mittel, seine Vertheidigungskräfte möglichst zu entwickeln; und wenn das gebildete Europa die Gräuel der Ueberschwemmung durch Barbaren-Horden nicht mehr zu besorgen hat, so dankt es diese Sicherheit vorzugsweise seiner höheren Civilisation. — Diese trägt aber auch nicht wenig bey, die Ruhe im Innern des Staates aufrecht zu erhalten. Je roher und unwissender ein Volk ist, desto leichter wird es die Beute ehrsüchtiger Böfewichter, die Verschlagenheit genug besitzen, es zu ihren verbrecherischen Absichten zu mißbrauchen; und da es leider an Ehr- und Habsüchtigen selten fehlt, so zeigt uns auch die Geschichte eben bey ungebildeten Nationen die geringste Sicherheit der Thronen, die meisten und gewaltsamsten Umwälzungen, und wo öffentliche Unruhen ausbrechen, erscheinen sie dort am gräuelvollsten, wo Unwissenheit und Rohheit des gemeinen Haufens am größten sind. — Ein gebildetes Volk aber hängt mit Wärme an seinen guten Fürsten, als seinen größten Wohlthätern; es weiß die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Staatsverbandes zu schätzen; sein Patriotismus ist kein dunkles, schwankendes Gefühl, sondern es vermag sich Rechenschaft zu geben über seine Anhänglichkeit an seine geliebte Regierung, und diese Anhänglichkeit bewahrt es in bewegten Zeiten vor dem Schwindel der Neuerungsucht, und macht es zu den größten Aufopferungen für das allgemeine Beste bereit. Ein gebildetes Volk entdeckt bald die Blößen jener Irrlehren, durch welche man es zu verführen und die öffentliche Ordnung zu stören versucht seyn könnte, oder es ist doch empfänglich für die besseren Ansichten, mit welchen die Freunde der Ordnung den Dämon der Verführung siegreich bekämpfen. Es hascht nicht nach Veränderungen seines Zustandes, weil es das bestehende Gute zu würdigen versteht; es fürchtet Gewaltthaten, weil selbst ihre besten Früchte des dabey hingeebenen Preises nicht werth sind; es ist endlich standhaft bey unvermeidlichen Uebeln, weil es einsteht, daß unverständiges Sträuben gegen eine harte Nothwendigkeit das Uebel nicht vermindert, wohl aber das Gefühl desselben vergrößert.

Wie beruhigend ist es nun wahrzunehmen, daß es keine anderen Ansichten zu seyn scheinen, welche der Würdigung der Wissenschaften durch unsere väterliche Regierung zum Grunde liegen. Davon zeugt jene besondere Sorgfalt, welche Oesterreichs Fürsten der Geistesbildung ihrer Völker so beharrlich zuwendeten, und — unterstützt von Männern, die als Gelehrte und Staatsmänner gleich ausgezeichnet sind — noch fortwährend widmen. — Welche erhebende Ansicht für Leiter, Lehrer und Zöglinge der Wissenschaften gewinnen wir außerdem dem akademischen Leben ab! Indem wir durch immer fortschreitende Ausbildung unserer geistigen Anlagen unserer Menschenbestimmung Genüge zu leisten suchen, wird unsere Bemühung zugleich fruchtbar für die ganze bürgerliche Gesellschaft. — In wessen Brust wird dabey nicht der ernste Vorsatz sich erheben, mit Eifer und Beharrlichkeit diesen rühmlichen Zweck zu verfolgen! und beschleicht uns dabey auch endlich das Gefühl menschlicher Beschränktheit, so wollen wir uns trösten und aufrichten mit den Worten eines frommen deutschen Gelehrten: „Wir sind eine Zeit lang auf einen kleinen dunklen Planeten gesetzt, und haben nur den Theil von Licht, der sich für unseren gegenwärtigen Zustand schicket. Lassen Sie uns alle Strahlen dieses Lichtes aufs sorgfältigste sammeln, und bey dessen Klarheit fortwandeln. Es kommt ein Tag, da wir aus der ewigen Quelle alles Lichtes schöpfen, und da wir anstatt den Werkmeister in seinem Werke zu betrachten, das Werk in dem Werkmeister erkennen werden.“

